

Danziger Volksstimme

Die „Danziger Volksstimme“ erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Bezugspreise: In Danzig bei freier Zustellung ins Haus monatlich 2,60 Mk., vierteljährlich 7,80 Mk. — Postbezug außerhalb monatlich 30 Pfg. Zustellungsgebühr Redaktion: Am Spandhaus 6. — Telefon 720.

Organ für die werktätige Bevölkerung
der Freien Stadt Danzig
Publikationsorgan der Freien Gewerkschaften

Anzeigenpreis: Die 8-gelpte Zelle 60 Pfg., von auswärts 75 Pfg., Arbeitsmarkt u. Wohnungsangelegen nach bes. Tarif, die 3-gelpte Reklameweile 200 Pfg. Bei Wiederholung Rabatt. — Annahme bis früh 9 Uhr. Einzelnummer 20 Pfg. — Postbezug: Danzig 1945 Expedition: Am Spandhaus 6. — Telefon 3290.

Nr. 74

Sonnabend, den 27. März 1920

11. Jahrgang

Das neue deutsche Ministerium.

Deutschlands neue Regierung.

Zur Umbildung der deutschen Regierung schreibt Friedrich Stampfer im Vorwärts:

Gestern ist hier die Bildung einer reinen Arbeiterregierung als die augenblicklich günstigste aller denkbaren Lösungen bezeichnet worden. Unter einer reinen Arbeiterregierung war eine Regierung verstanden, in der neben den beiden sozialdemokratischen Parteien auch Vertreter der dem Zentrum und den Demokraten angeschlossenen Gewerkschaftsrichtungen mitwirken. In eine solche Regierung wären, wie aus den Erklärungen der „Freiheit“ hervorgeht, auch die Unabhängigen einzutreten bereit gewesen.

Die reine Arbeiterregierung wäre natürlich nichts anderes gewesen als eine auf die bisherige Mehrheit stützende der Unabhängigen gestützte Koalitionsregierung. Sie konnte nur bestehen, wenn die bürgerlichen Parteien helfen wollten, ihr eine Mehrheit zu schaffen, das heißt, wenn sie die Gewerkschaftler aus ihren Reihen als ebenbürtige Vertrauensmänner betrachteten, wie etwa Herrn Schäfer oder Herrn Gehler oder Herrn Bell. Die Sozialministerien hätten mit Zurücklassung des preussischen Kultusministeriums mit einem Mann aus dem Lehrstande besetzt werden müssen, dagegen hätte schwerlich ein Einwand erhoben werden können, denn auch Juristen und Lehrer sind Arbeiter, nämlich Kopiarbeiter. Die Arbeiterregierung war kaum von irgend jemandem als eine Regierung der schweligen Faust gedacht.

Was war es also? Unter dem Namen einer reinen Arbeiterregierung sollte eine Koalitionsregierung gebildet werden, die aus Sozialdemokraten beider Fraktionen und aus solchen Mitgliedern der bürgerlichen Parteien bestand, mit denen einerseits die Sozialdemokraten beider Richtungen zusammen zu arbeiten bereit waren, die aber andererseits in den bürgerlichen Mittelparteien genug Vertrauen besaßen, um dem Kabinett eine parlamentarisch tragfähige Grundlage zu geben.

Warum ist dieser Plan, kaum daß er auftauchte, gescheitert? Weil man sich an dem Namen stieß! Der Name machte den Unabhängigen den Eintritt in die Koalition unmöglich, die Bürgerlichen meinten jedoch, daß er ihnen den Eintritt in sie unmöglich mache. Die Arbeiterregierung, sagten sie, würde in allen Kreisen, die nicht zur Arbeiterschaft im engeren Sinne des Wortes gehören, den Eindruck erwecken, als ob sie von jeder Einwirkung auf die Reichs- und Staatsleitung ausgeschlossen, gewissermaßen für minderen Rechts erklärt werden sollten, auch würde eine solche Regierung im Ausland nicht das Vertrauen finden, das Deutschland zur Wiederaufrichtung seines Wirtschaftslebens notwendig brauchte.

Solche Bedenken sind nicht in den Wind zu schlagen, es ihnen ist entgegenzuhalten, daß es sich hier nur darum handelt, aus den hunderttausenden Schwärmen der Welt bis zu den Wahlen herauszukommen. Nach den Wahlen, also in acht bis neuen Wochen, muß entsprechend ihrem Ergebnis die Regierung sowieso wieder umgebildet werden, bis dahin ist aber eine Regierung notwendig, die den Kampf gegen rechts mit Entschlossenheit führt und zu deren Festigkeit man bis weit hinein in die äußerste Linke der Arbeiterbewegung Vertrauen hat. Neigung zu hochbewussten Experimenten würde einer solchen Regierung kein verständiger Auslandsbeobachter zutrauen, auf der anderen Seite würde man draußen in ihr eine Gewähr dafür erblicken, daß es den Deutschen ernst ist mit der Absicht, alle Reste der militaristischen Reaktion rücksichtslos zu beseitigen.

Da nun die reine Arbeiterregierung ihres Namens wegen nicht gewünscht wird, so bleibt die Aufgabe, unter anderem Namen eine Regierung zu schaffen, die den gleichen Zweck erfüllt. Es gibt vielleicht in den bürgerlichen Parteien Männer, die keine Gewerkschaftsvertreter sind und doch mindestens dieselbe Gewähr für eine Einseitigkeit der Regierungspolitik bieten wie die ihnen angeschlossenen Gewerkschaftler. Würden dann die Unabhängigen den Eintritt in die Regierung ablehnen, so hätte man ein Recht, ihnen Mangel an Konsequenz vorzuwerfen.

Allerdings könnte man diesen Vorwurf nicht erheben, wenn von der umgebildeten Regierung gesagt werden dürfte: „Derselbe Kadern und dieselbe Nummer.“ Die umgebildete Regierung muß den Mut haben, einzugehen, daß Fehler beangeneht werden sind, und sie muß die Entschlossenheit bekunden, diese Fehler auszumachen. Sie muß sich auf die breiten Massen der Arbeiterschaft stützen, so daß für diese die Verteidigung der Republik und die Verteidigung der Regierung selbst gleichbedeutend sind. Und sie muß rasch gebildet werden und tatkräftig handeln, weil Gefahr im Verzuge ist und die eben erst geschlagene militaristische Reaktion sich schon wieder fröhlich zu sammeln beginnt und aufs neue drohend ihr Haupt erhebt.

Ist die Bildung einer solchen Regierung nicht möglich, so entsteht die Frage, ob die Sozialdemokratische Partei für eine andere überhaupt die Mitverantwortung übernehmen kann. Diese Frage kann nicht mit Ja beantwortet werden. Eine Regierung aus den bürgerlichen Mittelparteien, der die Sozialdemokratie unter bestimmten Bedingungen bis zu den

Wahlen die parlamentarische Existenzmöglichkeit gewährt, ohne sich an ihr zu beteiligen, wäre nicht weniger genötigt, auf die Wünsche der Arbeiterschaft Rücksicht zu nehmen, als eine Regierung, die sich gegen zu starken Druck von links durch ihre sozialdemokratischen Mitglieder geschützt glaubt. Der Einfluß der Partei auf die unmittelbare Gegenwart wäre dadurch kaum gemindert, ihre Zukunft aber gesichert.

Daß es in einer so schwierigen Situation wie der gegenwärtigen verschiedene Auffassungen in der Sozialdemokratischen Partei gibt, ist nur selbstverständlich. Dasselbe ist auch in allen anderen Parteien der Fall, ganz besonders auch bei den Unabhängigen. Auch sie haben schwere Fehler begangen und durch sie uns zu den unseren geradezu gezwungen. Jetzt erklären die Vernünftigeren selbst unter den Kommunisten, daß die Aufrichtung einer Rätediktatur in Deutschland zurzeit unmöglich sei. Und doch haben die Unabhängigen sich den Ansehen gegeben, als wollten sie dem deutschen Volk die Rätediktatur gewaltsam aufzwingen, die einfach den vollständigen Untergang bedeutet hätte. Sie haben nicht rechtzeitig genug eingesehen, daß der Putschismus von links den besten Nährboden für die Reaktion und für den Putschismus von rechts abgab.

Dadurch war die Bildung der bewaffneten Macht in Deutschland von vornherein in eine falsche Richtung gedrängt. Die Reichswehr wurde als eine Waffe gegen links geschmiedet, und sie verlor dann im entscheidenden Augenblick gegen rechts. Die Gelegenheit, sie inmitten verhältnismäßiger Ruhe zu einer republikanisch zuverlässigen Truppe umzubilden, wurde in verhängnisvoller Weise veräußert — das war unser Fehler, zu dem wir uns offen bekennen sollen. Ich sage „wir“, weil wir eine einheitliche Partei sind und für einander haften, obwohl es nicht meine unter uns gibt, die die Gefahr rechtzeitig erkannt und vor ihr gewarnt haben.

Jetzt muß die Umbildung der Regierung zu dem Zweck verlangt werden, begangene Fehler wieder gut zu machen, verlorenes Vertrauen in den Massen wieder zu gewinnen, neue Gewaltverhältnisse der Reaktion zu verhindern und ihre Niederlage bei den kommenden Wahlen zu vollenden. Ist eine solche Umbildung ausserhalb nicht zu erreichen, dann wird das Verbleiben von Sozialdemokraten in der Regierung die schwersten Bedenken hervorrufen. Bedenken, die nicht durch Worte, sondern nur durch Taten zerstreut werden können.

Der Partei kann unter diesen Umständen weniger denn je zugemutet werden, daß sie eine willens- und wunschlose Gesellschaft der im Amt verbleibenden sozialdemokratischen Minister bilden soll. In einer wahren Demokratie geht der Zug nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben, und die Partei als solche darf auch nicht den liebsten Parteioskassen anstelle ihres eigenen von der Massenseele bestimmten Lebenszweckes untreu werden, wenn sie sich nicht selbst verlieren will. Deutschland braucht eine starke auf dem Boden der demokratischen Republik stehende sozialistische Partei. Sie zu erhalten ist unsere Aufgabe, die wichtiger ist als jede andere.

Ein Ministerium Müller.

Nach langem Schwanken und langen Verhandlungen ist gestern das Ministerium Bauer doch zurückgetreten. Nach parlamentarischen Mitteilungen haben im Laufe des gestrigen Nachmittags verschiedene ergebnislose Versuche einer neuen Kabinettsbildung stattgefunden, an denen der Gewerkschaftsführer Vegien und Minister Müller beteiligt waren. Als feststehend wird angesehen, daß Hermann Müller Reichstanzler werden soll. Es wurde eine Ministerliste in Umlauf gesetzt, die Bauer als Reichsarbeitsminister, den Demokraten Haas als Justizminister, Landsberg als Außenminister, Gehler als Reichswehrminister, Cuno als Reichsfinanzminister nennt. Schmidt soll als Wirtschaftsminister bleiben, während das Gesundheitsministerium mit einem Sozialdemokraten besetzt werden soll. Koch behält das Reichsministerium des Innern. Als Reichschatzminister wird wiederum der Zentrumsabgeordnete Wirth genannt. David und Giesberts behalten ihre Parteifunktion. Diese Ministerliste ist nach den letzten Meldungen wieder überholt. Danach soll der Demokrat Graf Brodbeck-Rothau das Ministerium des Reichs übernehmen. Ferner werden auch noch der frühere Minister Bissel und Unterstaatssekretär Moesle als Ministerkandidaten genannt.

Rücktritt des Außenministeriums.

Auch das preussische Ministerium Hirsch ist zurückgetreten. Ein Nachfolger ist noch nicht gefunden. Während gestern als Ministerpräsident der Ministerialdirektor Franz Krüger genannt wurde, ist nach einer heutigen Meldung der Vor-

sitzende der sozialdemokratischen Landtagsfraktion Gräfe in Aussicht genommen. Ferner sollen folgende Sozialdemokraten dem Ministerium angehören: Franz Krüger als Minister des Innern und die bisherigen Minister Braun und Hänisch.

Im Reichstage tagte gestern nachmittag die Gewerkschaftskommission. Sie sandte zwei Abordnungen zum preussischen Ministerpräsidenten und zum Reichspräsidenten, um mit beiden Stellen über die Verhältnisse im Ruhrgebiet zu verhandeln. Unter Drohung mit dem Wiederaufruf zum Generalstreik verlangen die Gewerkschaften, daß die in Rheinland-Westfalen stehenden Truppen und auch die auf dem Marsche befindlichen Formationen in die Garnisonen zurückgebracht werden und daß die Arbeiter ihre Waffen behalten. Es ist ferner eine Kommission für Berlin gebildet worden, die in zwei bis drei Tagen den Eintritt der Arbeiter in die Sicherheitspolizei und die Bildung von bewaffneten Arbeiterwehren durchsehen soll. In einer Generalversammlung der Betriebsräte der U. S. R. und der R. P. D. berichteten Däumig und Lewy gestern über diese Forderungen.

Der „Vorwärts“ beginnt mit der Veröffentlichung einer Reihe von Artikeln, in denen der bisherige Reichswehrminister Koste seine Politik verteidigt.

Generalmajor Seekt über die Lage.

Berlin, 25. März. Der neuernannte Militäroberbefehlshaber Generalmajor Seekt äußerte in einer Unterredung mit einem Vertreter des „Lagebl.“ über die von ihm nach Zusammenbruch des Rappschens Unternehmens getroffenen Maßnahmen, daß er die hochbewussten Gefahr in Berlin anfänglich überschätzt habe. Sehr ernst sei die Lage im Ruhrgebiet. Die Bielefelder Verhandlungen seien zwecklos gewesen. Mit dem wirklich wichtigen Element der Kommunisten sei gar nicht verhandelt worden. Die rote Armee sei gut ausgerüstet und geführt. Seekt kam sodann auf die Heeresfrage zu sprechen und führte aus, der Friedensvertrag habe uns ein Söldnerheer aufgenötigt. Solches bilde immer eine Gefahr im Staate. Solange wir das Heer in seiner jetzigen Bestalt hätten, müßte es wenigstens aus allen Schichten der Bevölkerung zusammengesetzt werden. Die Arbeiter und Bürger müssen dabei sein. Offiziere und Truppen solle man nicht mobilisieren. Aber man müsse sie dahin aufklären, daß für Deutschland nur eine ruhige demokratische Entwicklung möglich sei. Nur eine solche Entwicklung könne Deutschland auch eine achtunggebietende Stellung in der Welt wiedergeben.

Ueber die kommunistische Agitation in Berlin äußerte sich der General:

Ich habe mich überzeugt, daß eine gründlich organisierte kommunistische Bewegung hier nicht existiert. Einzelne Anfänge dazu wurden gemacht. Es bestanden acht kommunistische Werkbureaus. Gewisse Vorsichtsmaßnahmen waren also unerlässlich. Ich habe aber das Bestreben gehabt, und habe darauf gedrungen, keinen Anlaß zu neuen Herausforderungen zu geben.

Ein großer Teil der Arbeiterschaft war einzig und allein zu dem Zweck aufgestanden, um die Verfassung zu verteidigen. Wir burften das nicht vergessen und mußten darauf Rücksicht nehmen. Das konnte nicht gleich in die Erscheinung treten. Aber von Tag zu Tag habe ich Schritt für Schritt meine ganzen Maßnahmen aufgebaut und heute ist beinahe wieder der Zustand hergestellt, wie er vor dem 12. März war.

Entspannung im Ruhrgebiet.

In einer Konferenz der drei sozialistischen Parteien in Hagen wurde gestern einstimmig beschlossen, Abgesandte nach Wesel zu schicken und den Abbruch der Kampfhandlungen zu veranlassen. Die Front löse sich bereits langsam auf. Der Verteidigungsausschuss wird von morgen ab nach Essen verlegt und erhält den offiziellen Namen Frontrat.

Auf der Konferenz der revolutionären Betriebsräte, die gestern in Essen stattfand, sprachen sich die Vertreter der Fronttruppen für unbedingtes Weiterkämpfen aus, während zwei Vertreter der kommunistischen Zentralkommission aus Berlin die Arbeiter vor unüberlegten Schritten zurückzuhalten suchten.

Die Führer bei einem erst gestern vorgenommenen Frontbesuch zugestanden haben, sind die Arbeiter viel zu schwach, um einen Sturm auf Wesel vornehmen zu können. Sie begnügten sich damit, die Stellung zu halten und hatten die Absicht, eine Beschießung vorzunehmen, sobald genügend Munition für die Geschütze vorhanden ist. General Kubisch, der Kommandeur von Wesel, hat noch eine Rückzugslinie längs der holländischen Grenze frei. Er beabsichtigt jedoch, Wesel unter allen Umständen zu halten.

Die Befreiung der Presse

von staatlichen und polizeilichen Restriktionen hat die kämpfende Arbeiterklasse in der Hauptstadt schon in den bedeutungsvollen Märztagen des Jahres 1918 durchgesetzt. Doch kapitalistisch gefesselt blieb die Presse auch später. Sie ist es heute mehr als jemals früher. Indem die Arbeiter und Arbeiterinnen, die Angestellten und Fräulein, die so geschickte Rede lesen, fesseln sie sich geistig selber kapitalistisch und dienen rechtlos den Interessen ihrer schlimmsten politischen und wirtschaftlichen Gegner! Das gilt ganz besonders für die Leiter der gesinnungs- und charakterlosigen „Danziger Neuesten Nachrichten“, die sogar dem sozialistischen Kopp zu Diensten standen.

Die Freiheit der Presse

Können die Zeitungsleser sich überhaupt leicht dadurch schaffen, daß sie eine in keiner Weise kapitalistisch gebundene sozialdemokratische Tageszeitung, die

Danziger Volksstimme

abonnieren, aber auch dauernd für sie werben! Nur dann bezahlen die Leser den Abonnementsbeitrag im eigenen Interesse. Das Abonnement der Zeitung entscheidet auch über den Ausfall der

Danziger Volksstaats-Wahl

Jeder wahre Volksfreund, alle denkenden Frauen und Mädchen, jeder aufgeklärte Beamte und Angestellter, jeder Klassenbewußte Arbeiter der Hand und des Kopfes müssen deshalb die

Danziger Volksstimme

abonnieren und ständig für sie werben!

Danziger Nachrichten.

Eine gänzlich mißgünstige Kraftprobe.

Der „große“ Freitag der Demonstration der vereinigten Spartakus-Unabhängigen ist höchst harmlos verlaufen. Auf jeden Fall war es aber ein genialer Gedanke, so handgreiflich der Öffentlichkeit zu beweisen, wie wenig hinter den gewaltigen Tiraden der terroristischen Anarchos steckt. Was hatte man nicht alles für diese lässlich geschobene und innerlich unwahre Masche mobil machen — wollen. Das Nummerband der Forderungen, die als Ultimatum an den Oberkommissar Tower und die Stadtverwaltung gerichtet werden sollten, enthielt nicht zuletzt einen satirischen Köder für die Erwerblosen. Das unabhängige Mitglied der Kommission für Neuregelung der Erwerblosenunterstützung, Stadtw. Schmidt, hat in öffentlicher Stadtverordnetenversammlung selber erklärt, daß eine andere Regelung nach seiner in den Ausschussverhandlungen gewonnenen Überzeugung nicht möglich sei! Und trotzdem „forderte“ man in dem „Ultimatum“ sogar die 50 prozentige Erhöhung der bisherigen Unterstützungssätze und außerdem noch die Weiterzahlung der

Winterbeihilfe! Aber selbst die Bedrängnis vieler Erwerblosen durchschaut das unehrliche Spiel und versagte den Drahtziehern Heeresfolge. Trotz herrlichstem Frühlingswetter und völlig unbeschränkter Versammlungsfreiheit bot der Heumarkt ein ungemohntes leeres Bild. Was bedeuteten diese paar Tausend Personen gegen die von innerer Begeisterung getragenen Demonstrationen des November 1918. Wer die riesigen Massenfundgebirgen auf dem Heumarkt gegen die Abtrennung Danzigs von Deutschland und die stürmende Hochflut beim Abschiede der deutschen Truppen gesehen hat, der konnte nur bedauern, daß man der Öffentlichkeit das Schauspiel bot, diese Zusammenkunft als „Demonstration der Danziger Arbeiterschaft“ blozstellen. Eine geschickte Regie hatte ja sogar nicht verächtlich durch das Gekröse von uns erwähnte Schwindelflugblatt den Eindruck zu erwecken, als ob auch die Sozialdemokratische Partei hinter dem Kummel stehe. Ebenso gruppierte man auf dem Heumarkt die vier Redner im Halbkreis, so daß ein nicht kundiger Betrachter leicht dem Glauben verfallen konnte, hier gäbe es wirkliche „Massen“. Das Innere dieses Theaterbogens war aber ganz leer und auch zwischen den einzelnen Gruppen konnte man wandeln. Einen zutreffenden Heberblick hatte man aber erst, wenn man die „Massen“ von einem erhöhten Standpunkt überblickte. Wir bedauerten unendlich, dabei keinen photographischen Apparat gehabt zu haben. Dann könnte jeder die „Größe“ dieser „Demonstration“ gegen jede Übertreibung einwandfrei feststellen. Durch eigene Beobachtung und in der Schätzung solcher Gruppen erfahrener Zeugen ermittelten wir, daß höchstens etwa drei Tausend Besucher anwesend gewesen sein können. Darunter viele Frauen, sehr Ausgedehnte und natürlich nicht zu wenige Neugierige. Als Redner traten auf die unabhängigen Stadtw. ordneten Rahn und Mau, ferner der Spartakist Wilhelm aus Bremen und der Danziger Spartakist Klinger. Der Herr Wilhelm ließ eine „rote Armee“ von 80 000 Mann in Deutschland marschieren. Wir mühten auch in Danzig rufen, ihrer Würdigen aufzutreten. Dazu gab es die üblichen Hoch- und Niederrufe. Mit Nieder wurde selbstverständlich nicht bloß Roske, sondern auch der Oberkommissar Tower und sogar — England beehrt! Trostdem mahnten die Redner aber zur Ruhe. Schon um 5 1/2 Uhr endete die Versammlung nach einem Zuge durch die Stadt auf dem Lonsamarkt.

So wurde die gestrige „Demonstration“ ein wertvoller Schritt zur Wahrheit und Klarheit! Danzigs Arbeiterschaft ist in ihrer großen Mehrheit nicht mehr unverantwortlichen Drahtziehern. Man müßte ja auch an der Menschheit und der Zukunft verzweifeln, wenn es anders sein sollte. Die Erde hat doch wahrlich schon Blut genug getrunken. Und hier jubelten unabhängige Stadtw. ordneten geradezu über das neue Blutvergießen, das spartakistische Irrsinn im Gefolge des Kappischen Hochverrats im Westen Deutschlands verursacht hat. Hier schürte man rücksichtslos, um ganz Deutschland und auch Danzig so blutig zu „beglücken“. Dieser Wahnsinn hat mit den Kulturidealen der Arbeiterschaft und dem Sozialismus gar nichts zu tun. Kein geringerer als Ferdinand Lassalle, der erste große Erwecker der deutschen Arbeiterklasse, hat die Arbeiter immer wieder gegen das Faustrecht der brutalen Diktatur zur Pflicht des geistigen Kampfes der Demokratie gerufen. In dem berühmten offenen Antwortschreiben, seinem ersten sozialen Sturmruf, stehen diese goldenen Worte, die die Massen der Danziger Arbeiter durch ihr gestriges Fernbleiben als ihr Programm unerfüllbarster Treue zur Menschlichkeit der Sozialdemokratie proklamiert haben:

„Die Demokratie ist unser soziales Prinzip! Habt Vertrauen zu der schöpferischen Kraft dieses Prinzips. Es wird euch sicherer zur sozialen Befreiung führen, als

etwaige brutale Eingriffe in den so empfindlichen Organismus der Volkswirtschaft.“

Die unmittelbaren politischen Folgen des Gelingens gewalttätiger Putschs in Danzig müßten auch dem Blindesten klar sein. Jeder kennt in Danzig die nie ruhenden Wände des Frelens auf Erbeziehung Danzigs. Towers Warnung knüpft deutlich genug — für jeden Wissenden sogar höchst eindringlich — an diese Bestrebungen an. Er spricht von der schweren Gefährdung der politischen Selbstständigkeit Danzigs, die einzelnen Teilen der Bevölkerung, die Gewalttätigkeiten und Umsturzbestrebungen anstreben, scheinbar noch nicht zum Bewußtsein gekommen sei. Was das bedeutet, ist leider ganz klar: England will keinen Soldaten dem spartakistisch-unabhängigen Blutwahn opfern. Kommt es hier zu Gewalttätigkeiten, dann soll polnisches Militär die Aufräumung besorgen! Hiermit plaudern wir gar kein Staatsgeheimnis aus. Dies sind sogar sehr bekannte Dinge, die auch die unabhängigen-spartakistischen Treiber der Diktatur sehr gut kennen. Deshalb fragen wir: Uebersehen sie bloß scheinbar, wie Tower andeutet, diese notwendigen Folgen ihres Vorgehens oder wollen sie sie gar absichtlich herbeiführen?!

Die Zeitungsauslegerinnen Danzigs haben sich auch vor einiger Zeit ihrer zuständigen Berufsorganisation, dem Deutschen Transportarbeiterverband, angeschlossen. Da die Bezahlung der Auslegerinnen hier am Orte recht erheblich hinter derjenigen anderer Orte zurückblieb und die Lebensmittelerhöhung sowie die unerwarteten Preise für Schutzzeug und Kleidung die Lebenshaltung auch dieser Berufsgruppe schwer beeinträchtigt, so wurde in einer Versammlung beschlossen, in eine Lohnbewegung einzutreten. Sämtlichen Danziger Zeitungen wurden Forderungen unterbreitet, die in Anbetracht der Situation als sehr bescheiden bezeichnet werden müssen. Verlangt wird für das einmalige Austragen der Zeitung 50 Pfg. pro Exemplar und Monat, sowie eine monatliche Leuerungszulage von 25 Pfg. Bei Zeitungen, die zweimal täglich erscheinen, der doppelte Betrag.

Man hätte nun annehmen sollen, daß die Zeitungsverleger diese geringen Forderungen glatt bewilligen würden, doch kann man sich in diesen Kreisen anscheinend noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß auch die Auslegerinnen sich organisieren und für ihre Arbeit Lohn fordern könnten. Als von den Zeitungen in vielen Artikeln die Notwendigkeit der Bezugserhöhung dem Publikum schmackhaft gemacht werden mußte, wurde neben der Erhöhung der Papierpreise, Leuerung der Betriebsstoffe auch die „außerordentliche Erhöhung der Löhne vom Seher bis zur Botenfrau“ ins Feld geführt.

Wer aber Gelegenheit hat, auch mal „hinter die Kulissen“ zu schauen, der muß doch etwas anderes wahrnehmen. Trostdem die Forderungen bereits am 26. Februar den Zeitungsverlagen gestellt wurden, ist es bisher mit Ausnahme der „Danziger Volksstimme“ noch zu keiner Verständigung gekommen. Man will mit der Organisation nicht in Verhandlungen treten, glaubt vielmehr, die Frauen nach allen Regeln der Kunst „einsperren“ zu können. Besonders raffiniert geht Herr Fruch von den „Neuesten Nachrichten“ zu Werke, der eine Versammlung nach der anderen mit dem Trägerinnenpersonal abhält, um sein Ziel zu erreichen und von den geringen Forderungen noch etwas abzuzucken zu können.

In der vorgestrigen Versammlung wurde der Bericht über die Verhandlungen vom Kollegen Werner erstattet, der hervorhob, daß die Zeitungskapitalisten die Verhandlungen mit der Organisation zu ungehen versuchten, während man gerade von ihnen das Gegenteil erwarten sollte, da der

Der Schandfleck.

Eine Vorgeschichte von Ludwig Angenruber

(Fortsetzung.)
„Um das Vergeben hab ich kein Sorg, aber Eil.“
„Ja so.“
„No ja, daß die Sach in Ordnung kimmt, es is ja doch dein Reden, daß wir es schon zu lang hätten anstehen lassen, Oder nit?“
„No freilich, freilich! Wann du es schon nimmer aushalten kannst, so kimmt halt, lechen wir die Eim, darüber verzeiht auch a wenig Zeit und während dem überlaß dir dein Reden. Nur nit vergeben, dös wär zu Anfang weit gefehlt und später gar.“
Als die beiden Männer aus der Stube traten, ward oben eine Türe heilig aufgeschlossen und Bürgerl schrie unter Schluchzen: „Boda, Boda“ mein Leni will mir daben!“
Die beiden eilten nach der Bodenkammer.
An dem Türhaken lehnte Bürgerl, zuckend an Armen und Beinen. Zwei Schritte von ihr kniete Leni und in der Ecke lag ein Bündel, das ohne weggeschleudert haben mochte, als sie nach dem Kinde stürzte.
Der Großvater griff Bürgerl auf, sein linker Arm trug das Kind und mit der Rechten hobste er es. „Anjahn“, grollte er, „no muß das Kind auch noch leiden unter eurer Tödschickigkeit. No macht es aber schnell ein End.“
Bürgerl hatte ihre Arme um den Hals des Großvaters geschlungen, das Köpchen aber drehte sie zurück und sah ängstlich nach dem Vater und nach Magdalena. Diese hatte sich beim Kommen der Männer mit schmerzlichen Blicken erhoben und stand nun mit schloß herabhängenden Armen und sah vor sich auf den Boden.
„Leni“, sagte der Großvater Vater leise und seine Stimme durchdrangte eine fremde Erregung. „Sei du so grundsätzlich gegen mich, wie ich es gegen dich sein will! Wirst dich noch, wie ich gesagt hab, daß eine, die denkt wie ich, wenn sie mich ernsthaft lieb gewinnt, eh mir trotz meinem Her auf und davon rennen müßt! Und die Liebe, die nämlich bist du! Denn noch sonst müßt dich von da wegstreiben?“ Er wies nach dem Bündel in der Ecke.
Leni tat einen Schritt zurück und streckte den Arm, als wolle sie das Bündel vor seinen Blicken decken.
„O, leuene es nit! Ich gesteh es ja auch freudig und offen ein, wenn ich damals gesagt hab, ich müßt nit, ob ich die Rourasche hätte, die die Kutschlerin zurückzuhalten, heut, wo du vor mir

steht in allen Stücken die Rechte und die Nichtigkeit, weiß ich es wohl daß ich dir nachließ bis ans End der Welt, und weil dies Gelaut — Gott sei Dank — mit nötig is, daß ich dich nit fort lasse! Da ist mein Hand, Leni, schlag ein und werd mein Weib!“
Sie sah mit leuchtenden Augen in die seinen, dann faltete sie die Hände vor sich. „Du tußt mir eine große Ehr.“ — stammelte sie. — „Du tußt mir.“ — Da verlagte ihr die Stimme, sie entfaltete die Hände und drückte die ausgestreckten Finger gegen die Brust.
„Leni!“
„Mit Gehor!“ Sie wehrte ihn ab. „Ich muß dir voreh noch eins sagen: es is a hartfällige Auslag, und wenn auch meinseits kein Verschulden dabei is, so Wunn es dich doch anders befinnen madden.“
„Dös nit! Nit nit und nie nit!“
„Nebereil dich mit keinem Wort, eh ich ausgerecht und dir all das gesagt hab, um was du jetzt Wissen müßt.“
„Bürgerl“, sagte der Bauer dem Hof auf der weiten Gald, indem er den linken Finger in der Ohrmuschel schlenkerte und tat als ob er aufhorche, „Bürgerl, jetzt scheint mir, pleißt uns allen beiden der Vogel.“ Damit trug er das Kind zur Türe hinaus, die Treppe hinab, nach der unteren Stube.
Dort lag der alte Mann, hielt die Kleine auf seinem Schoße und beschwichtigte sie vorerst dadurch, daß er auf ihre immer wiederkehrende Frage, ob Leni wohl bleiben werde, jedes Mal unverfroren antwortete: „Freilich, freilich, bleibst sie! Verzeiht sich, daß sie bleib!“
Nüchlich hob Bürgerl das Köpchen und brachte ihren Mund seinem Ohre nah. „Großvater, laß dir sagen, dann kommt wohl auch ein kleiner Bauer auf den Hof!“
„Wohl, wohl“, lachte der Alte unbedarft, dann aber zog er die Brauen zusammen und sah die Kleine von der Seite an. „Schau du“, sagte er, „wie verfallst auf solche Fragen? Des laß du unterwas. Du hast noch von mir zu wissen.“
„Kein, Ghnl“, sagte sie, dabei biß sie auf ihre geballte Faust und warf ihm einen Blick zu, vor dem er hastig die Augen zur Zimmerdecke lehrte.
„Bürgerl“, sagte er nach einer Weile.
„Ja, Ghnl“, sagte sie.
„Du weißt das vierte Gebot?“
„Ja.“
„Ist nit mit, ja, Aufpassen!“

„Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohl gehe auf Erden.“
„Brat! So lautet das Gebot. Ist aber gib Achtung, Bürgerl, jetzt werd ich a Frag tun, was die Auslegung angeht. Wann also die Leni deine Mutter wird, was bist ihr noch den göttlichen Vorschriften schuldig?“
„Dah ich sie gern hab.“
„Gefühl! Von gern haben steht nit geschrieben, Du sollst Vater und Mutter ehren, heißt es, ehren! Verstehst? A wichtige Achtung muß ihr bezeigen.“
Bürgerl wendete den Kopf und zupfte an ihrer Schürze. „Gör, Ghnl, warst auch einmal in meinen Jahren?“
„Was das für a Frag is! Meinst viellecht, ich bin als alter Mann, wie du mich da siehst, auf die Welt gekommen?“
„Da hast wohl das nämliche Ansehen gehabt wie so ein Abbe!“
„Gh! Wozu fragst denn so verquer?“
„Ich mein, weil du selber klein warst, hast du mich gern, und weil ich groß werd, ich dich.“
„Is recht, is ja recht, aber den Respekt nit vergessen.“
„Du nit dös, Du bist ja doch mein lieber, lieber Ghnl.“ Die Kleine umschlang ihn mit beiden Armen und drückte ihn an sich. „Marthier, falsche Rop“, sagte er und hob sie von seinem Schoße und schritt durch die Stube an das offene Fenster. „Dö ganz Ghnl — Gott tröst es — sie dürft ihr das abgelernt haben.“
„Ach, die Leni!“
„Nur dießel zu frühzeitig gewiß mir be- und den andern nach Reden wir den Weibern von dös! Wis- len sie es auf die Lieb hinanz!“
Als der Großvater-Wayer hinter den Weggehenden die Tür ins Schloß gedrückt hatte, begann Leni: „Was ich dir mitteilen muß, is nit mein allein. Du hast mich feinerzeit — es war brav von dir — nit halsch verstanden, wie ich gesagt hab, auch wir hätte es die Lieb schon einmal nit gut gemeint. Gehtes bin ich es dir schuldig, daß ich dich darüber aufklär, damals hab ich es unterlassen, weil unter denselben Geschehnissen unfer mehr gelitten haben, am härtesten der, den ich Vater nenne, und wenn gleich das, was ich jetzt Wort haben muß, mich in dein Augen unehrlich machen sollt, dem alten Mann sein Ehr müßt ich gewahrt wissen! Geht, du behältst es bei dir? Aber ich weiß ja, wenn ich es anvertraut, wenn ich dir es anvertraue, und dir will ich alles erzählen!“
Und sie erzählte alles!
(Fortsetzung folgt.)

Für freie Stunden

Unterhaltungsbeilage der Danziger Volksstimme

Vorbereitungen.

Aus dem Buche „Minc-Paha“ von Frank Wehrend.
Im Musikion-Verlag (München) erschienen.

In dem Nachhause der toten Anna Engel, die viel in der Welt herumgekommen war, heißt es irgendwo:

Simba erteilte Langunterricht. Alle vierzehn Tage mußten wir uns im Weihen Hause dazu zusammenfinden, immer nur die jüngsten aus dem ganzen Dorf, ein Mädchen aus jedem der dreißig Häuser. Unsere Begleiterinnen kamen nur das erste Mal mit. Der Unterricht begann mit den pathetischen Tänzen, bei denen wir die Glieder nicht langsam genug bewegen konnten. Erst im zweiten Jahre kamen die rascheren Tänze dazu, für die wir schwere Holzschuhe trugen, in deren Sohlen noch Blei eingelegt war. Das sollte die Gelenke so ruckeln, daß bald jede von uns die Schritte mit Leichtigkeit der anderen über den Kopf schwingen konnte. Und waren die Sohlen nicht mit Blei besetzt, um den Darm auf den bunten Ersticknissen zu dempfen. Zu Hause, während der Morgenstunden, übte dann Blanka immer mit mir, was ich neues bei Simba gelernt hatte. Ebenso machte sie es mit den übrigen fünf Mädchen, die der Reihe nach an den anderen Nachmittagen hingingen und bei Simba mit ihren Morgenstunden, wenn aus dem ganzen Dorf zusammentrafen. Gleich mir im Tanz war es dann auch in der Musik. Am liebsten Tage nach der Langübung hatte ich immer einen Nachmittags Musikübung im Weihen Hause. Dann kamen die übrigen Mädchen, Hilka, Melusine, Wera, Irene, Pamela, Wanka, in der Musik daran, bis die vierzehn Tage um waren, und ich wieder zum Tanzen hinging. So ging es während all der sieben Jahre, die ich im Dorf verlebte, ohne daß ein einziges Mal eine Unterbrechung stattgehabt hätte.

Den Musikunterricht erteilte Kairula. Sie spielte alle Instrumente meisterhaft.

Es war noch in der ersten Zeit, als ich einmal mitten in der Nacht jäh emporschreckte. Ich hatte etwas gehört. Draußen begann es schon hell zu werden. Der Mond schien nicht, und eine stühle Luft wehte zum offenen Fenster herein. Am andern Ende des Schlafzimmers bewegte sich eine weiße Gestalt. Es war Blanka. Sie mochte mein Erwachen beobachtet haben; sie kam an den übrigen Betten vorbei zu dem meinigen, lächelte mich und sagte, ich solle ruhig weiter schlafen, sie sei eben nach Hause gekommen.

„Wo warst du so lange?“ fragte ich.

„Ich habe getanzt.“

„Bis jetzt?“

„Ja.“

„Wo hast du getanzt?“

„Im Theater.“ Sie lächelte mich wieder, schlich zu ihrem Bett zurück, schlüpfte unter die Decke und schlief ein. Ich konnte noch lange nicht schlafen.

Am Morgen war es immer Blanka, die uns anderen fünf weckte.

Kairula hatte viel für mich übrig, aber ich machte sie nicht. Weit lieber hätte ich Simba gefaßt, aber im Tanzen mochten mir beinahe alle überlegen. Kairula war plump und dick und benahm sich unmaßlich, indem sie jedes Wort dreimal stärker betonte als nötig wäre. Sie hatte ein dickes rotes Gesicht und kurzgeschmittenes schwarzes Lockenhaar. Keine überaus liebenswürdige Augen. Statt der Nase eine Röhre im Gesichte und ein breites Maul ohne Lippen. Städtischerweise trug sie immer einen weiten Schlafrock, in Grell farbiert, der ihren plumpen Körper gnädig bedeckte. Sie trug Filzpantoffeln, damit ihr während der Übungen kein Ton entging. Strümpfe trug sie prinzipiell nicht, aber dafür ein Augenglas auf ihre Röhre geklemmt. Ihre Hände waren gemein. Ein Hals erstickte nicht, was sie jedoch nicht hinderte, eine gelbene Kette darum zu tragen. An dieser Kette hing ihre Stimmungsgabel, die sie sich gegen den Kopf schlug, um sie tönen zu lassen, und dann an die Zähne setzte, um den Ton besser hören zu können.

Kairula war mir widerwärtig, unangenehm. Ich konnte sie nicht ansehen, ohne schon halb und halb einen tödlichen Schrecken zu empfinden. Aber häßlicher als Kairula, das Häßlichste erschlehen, was ich während jener sieben Jahre überhaupt zu Gesicht bekommen, waren die beiden alten Feiler, die im Souterrain unseres Hauses lebten und uns bedienten. Niemand von uns sprach ein Wort mit ihnen.

Auf einem Spaziergang durch den Park hatte mir Pamela inoffen auch einmal das Theater gesagt. „Nächstens auch ich dort tanzen, wenn Blanka nicht mehr tanzt.“ sagte sie. Das Theater lag etwa hundert Schritte vom Weihen Hause entfernt. Es war aus gelben Backsteinen gebaut. Eine drei Stock hohe kreisrunde Mauer mit einem Dach darüber, aber ohne Fenster und Türen. Das fiel mir damals gar nicht auf. Ich dachte, es werde wohl auf irgendeiner Seite einen Eingang haben.

Beim Nachhause erzählte Irene, daß hier von ihren Altersgenossinnen außerzählt worden seien. Irene war den gleichen Nachmittags im Weihen Hause gewesen. Sie hätten eben Musikunterricht bei Kairula gehabt, da seien zwei Damen in langen weißseidenen Kleidern in den Saal getreten. Simba sei mit ihnen hereingekommen. Wie sie alle dreißig Kinder in einer Reihe gestanden, hätten die Damen Oksia, Thekla und noch zwei andere zu sich gerufen. Dann seien sie mit ihnen und Simba wieder fortgegangen.

Der Winter war hereingebrochen. Es regnete jeden Tag. Wenn wir ausgingen nach dem Weihen Hause, nahmen wir schwere Mäntel über aus dunkelbraunem Tuch. Auf dem Kopf trugen wir Mützen aus Schwanenpelz. Im übrigen war unsere Kleidung die gleiche wie im Sommer. Des Abends saßen wir um den Kamin, in dem die Holzscheite brannten. Wir rückten auf unseren niederen Lederkesseln dem Feuer so nahe wie möglich; weitaus hochten wir innerhalb der Kaminöffnung. Wera sang gewöhnlich mitteln im Zimmer, und Hilka sang das Spindel dazu. Draußen hörten wir die Raben krächzen, den Schornsteinen und die Klänge hören.

Blanka übte nach wie vor soeben mit uns, was jede gerade im Weihen Hause lernte. Sehr artig tanzte sie mit Wera zusammen. Beide wetteiferten in Grazie und Gemächtheit. Wera tat, wie sie sich zeigen mochte, einen entzückenden Knick. Aber Blanka konnte mehr. Manchmal tanzten sie um die Wette, wer sich länger auf den Füßen halten konnte. Bald gewann die eine, bald die andere. Nachher tanzten sie um wie die Fliegen, und eines Nachmittags nach der Zeit im Weihen Hause gegangen war, kam sie nicht wieder.

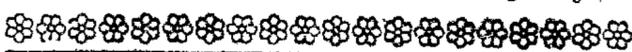
Nicht oder vierzehn Tage lang waren wir nur unter dem. Im Schlafzimmer schickte jedes um ein Bett hinauf, und bei Tisch präparierte Pamela. Einmal hatten wir uns gerade zum Abendessen gesetzt, als vor dem Haus eine Riste abgeladen wurde. Wir eilten ins Schlafzimmer, wo man die Riste aufstellte. Auf dem Deckel stand die Nummer unseres Hauses und der Name Bettin. Pamela nahm den Schlüssel und schloß auf. Es trat ein Mädchen heraus.

„Schüler kam auch ich ins Theater um dort zu tanzen...“

Wie die „Volksstimme“ entsteht.

Ein Ausflug ins Reich der schwarzen Kunst.

Die Zeitung ist so ziemlich das Nützlichste und Selbstverständlichste im Leben des Großstädters. Und doch weiß der Außenstehende so sehr wenig davon, wie die „Volksstimme“ entsteht. Die Wenigsten, die aus ihr täglich die Stärkung ihrer Ueberzeugung, neue Nachrichten, praktische Ratsschlüsse, Wissen und Unterhaltung schöpfen, machen sich keine auch nur annähernd zureichende Vorstellung davon, was alles dazu gehört, um auch nur eine einzige Nummer der Zeitung her-



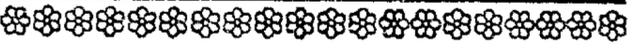
Freunde!

Nun heißt es proben, Freunde,
Den großen, starken Mut!
Nun heißt es loben, Freunde,
Das ruhig, kalte Blut!

Wir wollen es bezwingen,
Das warm in Adern rollt,
Die Palme zu erringen
In euch ihr streben sollt.

Das mag die Stunde geben,
Wenn keine noch es aab:
Der edle Mensch — das Leben
Und eh' denn Knechtschaft — Grab!

Wesau.



zustellen. Die Kenntnis der Unsumme der dazu notwendigen geistigen und technischen Arbeit ist aber unbedingt notwendig, wenn der Leser wieder wie jetzt vor der Frage steht, ob er seiner „Volksstimme“ die Treue halten soll, obwohl sie unter dem Zwange der Verhältnisse den Bezugspreis wieder etwas steigern muß. Unsere Freunde und Genossen dürfen eben in ihrer Zeitung nicht bloß das „Blatt Papier“ sehen. Sie müssen sie als geistiges Erzeugnis nach ihrem wahren Werte schätzen. Dann wird ihnen auch die Werbearbeit für das einzige sozialdemokratische Organ der „Freien Stadt“ Danzig unendlich leichter fallen. Aus diesen Gründen führen wir sie hiermit heute durch die Werkstätten unserer „Volksstimme“.

Im Mittelpunkt der altersgrauen Danziger Altstadt liegt, gegenüber dem früheren Garnisonlazarett, an einem Arm der hurtig eilenden Radaune das seit 4 bis 5 Jahrhunderten bestehende, ursprünglich der Armenpflege gewidmete, Spend- und Waisenhaus. Stattliche Bäume stehen an der Radaune. Eine Mauer umschließt das einstige Anstaltsgrundstück. Auch hier spenden stattliche Bäume im Sommer wohlthätig Schatten; freundliche Gärten schaffen inmitten der städtischen Steinwüste eine grüne Oase. Hier findet ihr in dem städtischen Hause den Sitz eurer „Volksstimme“. Die Pforte in der Mauer, die zu ihr führt, trägt nach alter Väter Sitte noch heute die fromme mahnende lateinische Aufschrift: „Date nobis Dabitur vobis Regnum Coelorum“. Auf Deutsch heißt das: „Gebet, auf das auch euch gegeben werde.“ Das ist gewiß eine heute gerade für Zeitungsleser besonders zutreffende Mahnung!

Kommt ihr vom Fischmarkt über den Dämmen über den Altstadt. Graben durch die Straße „An der Schneidemühle“ in die Nähe des „Volksstimme“-Hauses, so fällt euch sofort die in einem freundlich blickenden Vorbau untergebrachte Buchhandlung auf. Hier befinden sich auch die Geschäftsräume der Expedition und der Inseratannahme. Dann geht es über den Hof zu dem Geschäftsführer, dem Leiter des Ganzen. Wir ersuchen um die Erlaubnis, alles besichtigen zu dürfen. Bevor wir aber anfragen, will ich euch mit einigen Obliegenheiten des Geschäftsführers vertraut machen. Diese Herren sind in der Gegenwart keineswegs auf Rosen gebettet. In der Kriegszeit, wie jetzt in der Nachkriegszeit, wo die Rohmaterialien für einen Druckereibetrieb so überaus schwer zu beschaffen sind, befinden sie sich in ewigem Kampf mit ihren Lieferanten. Dann die schwere Sorge, daß heute alles klappen möge. Alles ist nervös und da ist es klar, daß auch das Personal, anständig behandelt werden muß, damit Liebe und Lust zur Arbeit vorhanden ist. Früher im Frieden konnte mal eher mit einem gelinden Donnerwetter dahingehen gefahren werden, aber heute würde sich dergleichen nicht empfehlen. Früher war reichlicher Fleisch- und Fettmangel vorhanden und der einzelne hielt eher einen Puff aus. Heute aber ist das Gegenteil der Fall, und ein Zusammenstoß würde unangenehm zu einer Explosion führen. Um großen und ganzen kommen Zusammenstöße sehr selten vor, weil man es bei den Buchdruckern mit einer intelligenten, sich ihrer Verantwortung bewußten Arbeiterschaft zu tun hat. — Wir klopfen also an die Tür des Geschäftsführers, und es wird uns aufgeboten. Wir haben Glück. Der Geschäftsführer scheint gute Abschlüsse gemacht zu haben. Es herrscht eitel Sonnenschein. Wir erhalten die Erlaubnis, den Betrieb besichtigen zu dürfen. Wir lenken unsere Schritte nun zur Schriftleitung oder Redaktion, wie es früher ausschließlich hieß. Hier ist die

geistige Werkstatt des Blattes. Hier laufen alle die zahlreichen oft unentwirrbar erscheinenden Fäden zusammen, die der siebensten Großmacht dienen. Die bürgerlichen gut fundierten Zeitungen haben auch einen großen Redakteurstab. Die Arbeiterzeitungen müssen sich mit einer viel geringeren Zahl von Redakteuren begnügen. Trotzdem zeigt ein Vergleich mit den bürgerlichen Blättern, daß der Inhalt der „Danziger Volksstimme“ von einer geistigen Bedeutung ist, die sie in der Danziger Lokalpresse vorzüglich auszeichnet. Ihre Redakteure haben einen überaus anstrengenden Dienst. Für sie gilt der Normalarbeitstag meist nur vom Hörensagen. — Wir beobachten eine Ferkelung ihre Tätigkeit. Derselben kommen und müssen für den Satz zurechtgemacht werden. Dergleichen müssen Berichte gefügt, eigene Artikel geschrieben, Zeitungen durchgesehen, auf markante Stellen muß geantwortet werden usw. usw. Dazwischen fast alle Augenblicke Telefongespräche. Alles in allem eine nervenaufreibende Tätigkeit, von der man sagen kann, daß sie den Kopf zum Rauchen bringt.

Jetzt tritt der Metteur, eine sehr wichtige Persönlichkeit, ein und meldet, daß er genug Manuskript habe. Dies hören die Redakteure fast niemals gern, denn immer wieder taucht noch etwas neues auf, was sie den Lesern noch gerne vorlesen möchten. In wahrer Hektik fliegt die Feder über das Papier, damit der Aufsatz noch fertig wird. Der Metteur ist ein Gemütsmensch und läßt sich breitschlagen. Er nimmt auch den Artikel noch, und wir folgen ihm zur Seherlei.

Der Metteur ist eine Hauptperson des technischen Betriebes. Er ist gewöhnlich einer der ältesten und umsichtigsten Seher. Er hat ein überaus verantwortungsvolles Amt. Alles einlaufende Manuskript muß er verteilen und dafür sorgen, daß alles zur rechten Zeit fertig wird, damit er den Satz umbrechen, das heißt die Seiten formen kann. Er muß dann dafür sorgen, daß diese Seiten zur pünktlichen Stunde und Minute zur Mettebearbeitung in die Stereotypie (Sieherlei) kommen. Eine Verspätung fällt meistens dem Metteur zur Last.

In der Handseherlei sehen wir an Pulkreihen, auf denen die Schriftkisten stehen, die Seher bei eifriger Arbeit. Es ist wieder eine Anzahl Anzeigen gekommen, die der Anzeigenmetteur verteilt. Wir schauen dem Arbeiten der Jünger Gutenbergs einzuwirken zu. Jede Anzeige wird im Geiste vorher entworfen, d. h. der Seher macht sich ein Bild von dem Aussehen der Annonce und arbeitet dann darauf los. Er nimmt kleine Bleistäbchen, die Buchstaben, und reißt diese in einem Winkelhaken aneinander, bis der Winkelhaken und schließlich ein Spaltenstift voll ist. Dann wird ein Abzug gemacht, der den Korrektoren zum Nachlesen gegeben wird. Diese wachen ihres Amtes und treiben unbarmherzig jede Sünde an. Nachdem die Fehler ausgemerzt sind, wird die Spalte auf den Metteurtisch geschoben. Jetzt hat der Anzeigenmetteur über das Verfügungsrecht. Hat er genügend Stoff beisammen, so stellt er die Anzeigenketten zusammen. Die Handseher arbeiten meistens nur Anzeigen usw. Von der Mühe, die manche Anzeige verursacht, kann sich der Leser gar keine rechte Vorstellung machen. Ein weiteres Kapitel der Mühe und Verdrißlichkeit für Seher und Korrektoren ist die Entzifferung so mancher Handschrift. Aber dank der Intelligenz der Schwarzkünstler wird jede Schwierigkeit überwunden.

Mer glatte Satz, d. h. Postil, Roman usw. gehört der Sehmacherei. Wir begeben uns an deren Standort. Der Maschinenseher erklärt uns den feingebauerten Mechanismus dieser höchst kunstvollen Maschine. Wir fallen von einem Staunen ins andere. Mit einer wunderbaren Genauigkeit arbeiten die hunderte Räder und Nadeln ineinander. Hier erkennt man, welche Wunderwerke des Menschen Geistes geschaffen hat. Die Maschinenseher sind meist sozusagen mit ihrer Maschine verwaachsen und hegen und pflegen sie mit besonderer Liebe. Mittels der Maschine gleitet der Seher, der an einem Anhaben-Tafelbrett, ähnlich wie bei der Schreibmaschine, arbeitet, ganze Zeilen. Es ist recht unterhaltend hier anzuschauen, sel, wie das Klappert und Klappert, wenn die Matrizen zur Zeile getippt werden. Ist diese voll, hump pardauh geht sich der Subapparat in Bewegung. Die gegossene Zeile kommt vor und die Matrizen marschieren wieder, ohne Zutun des Sehers, in ihren Kanal. Jede Matrize findet ohne Zureden wieder ihren Platz. Und so wiederholt sich das interessante Spiel in rascher Reihenfolge. Die Zeilen werden zu Spalten zusammengestellt, abgezogen und den Korrektoren zum Lesen vorgelegt. Nach Tilgung der Fehler verarbeitet der Metteur die Spalten zu den Seiten der Zeitungen.

Wir schauen jetzt dem Metteur bei seiner Arbeit zu. Einige Seiten sind schon fertig und der Stereotypie übergeben. Da kommt ein Redakteur mit einer wichtigen Nachricht, die noch unbedingt in das Blatt hinein muß. Die Matrizen raffen wieder los. — Ein Korrektor hat im Seitenabzug noch einen Fehler entdeckt. Mit einem Eifer, als wenn sein Seelenheil davon abhängt, ist er bemüht, daß dieser Fehler getilgt wird. Der Metteur hat keine Zeit, die Seite ist schon in die Stereotypie gewandert. Je weiter die Zeiger des Uhr vordrücken, je höher steigt das Thermometer der Aufregung. Ein Hasten und Jagen entsteht, von dem sich der Fernstehende keine Vorstellung machen kann.

Wir verstehen einen armen Wind und folgen dem Korrektor in die Stereotypie, der hier eventuell einen Fehler möglichem lassen will. Es fallen uns hier eine Anzahl eigentlicher Maschinen auf, deren Verwendung wir bald sehen werden. Auch hier ist man in eifriger Tätigkeit. Von den aus der Seherlei gekommenen Seiten müssen halb und geformte Platten für die Rotationsmaschine gegossen werden. Sie werden auf folgende Art gegossen. Auf eine Tafel wird eigens hierzu hergestelltes sogenanntes Matrizenpapier gelegt. Dann wird die Seite landwärtig, d. h. eine Stahlwalze geht auf einer besonderen Maschine, dem Rotations, unter großem Druck über die Seite. Jeder Vorstoß ist in das Papier eingepreßt; es ist hierdurch eine formante Matrize gewonnen. Bei den Anzeigenfällen mit ihren ersten Leitern, Bildern, Einfassungen usw. muß ein anderes Verfahren eingeschlagen werden. Die Schriften der Anzeigenketten werden ja immer wieder gebraucht und würden durch

